

Swiss Fundraising Day, 17. Juni 2011 im Kursaal Bern

Ludwig Hasler

Der widerspenstige Spender

Was Spendensammler von der unergründlichen Menschenseele wissen sollten

Offen gesagt: Ich unterstütze den FC Herisau (der sonst alle die jungen Jugos nicht integrieren kann), ich sponsere das Vokalensemble Bacchanto (das sonst keine Konzert-Werbung machen könnte), ich lasse Pro Infirmis und Co. direkt auf mein Konto greifen (sonst wäre die Misere im CH-Paradies noch mieser), ich unterstütze Umwelteinsatz CH, die katholische Kirche (Steuern), ich bin (weil ich nicht Nein sage) automatisch Organspender, bin der Lieblingspassant aller Strassenmusiker und suspekter Bettlerinnen, ich bezahle verschuldeten Kollegen die Rechnung der Hochzeitsfeier... Aber irgendwann ist auch bei mir Schluss. Etwa wenn mir zum xten Male eine Ladung Trauerkarten zugeschickt wird (so viele Tote kennt kein Mensch), wenn mir dauernd ein Arbeitsloser den Eingang zur Migros versperrt, mit dieser „Surprise“-Zeitschrift, die alle preisen und keiner liest; sollen die doch mal was tun, das sie können. Wenn eine Kulturinstitution, deren Gönner ich bin, mich ein zweites Mal melkt, Motto: Gönner suchen Gönner; toll, dachte ich zunächst, endlich mal eine Idee, die nicht so aufopfernd ist, sondern auch für die Sinne etwas hergibt, dachte, es sei eine Art Kuppelerei, Gönnerin sucht Gönner zwecks... Wäre doch praktisch, man hätte schon ein gemeinsames Interesse oder Engagement.

Aber nein, an den Spender denken Spendensammler praktisch nie (ist besser so, sonst kriege ich noch mehr von diesen entsetzlichen Schlüsselanhängern und Schrott-Kugelschreibern), sie wollen an mein Geld, sie haben eine feine Nase für weiche Herzen, legen jedes Jahr noch einen Zacken drauf, besonders perfid

per Telefon, die wissen inzwischen genau, dass ich der Frauenstimme nichts abschlagen kann. Manchmal werden sie mir zu dreist, weil sie so tun, als hätte ich nur die Wahl zwischen verdoppeltem Beitrag moralischem Absturz. Dann beginnt mir die ganze Fraktion der ewig Bedürftigen auf den Wecker zu gehen. Was glauben die eigentlich, mein bisschen Geld falle mir wie Manna in den Schoß? Herrgott, wir leben unter irdischen Bedingungen, die sind durchzogen, es gibt, wie in der Natur, stets Winner und Loser, ich kann das auch nicht ändern, ausser bei mir selbst, mir wurde nichts in die Wiege gelegt... In solchen Momenten verstehe ich plötzlich den Autoaufkleber, den ich in Deutschland gelegentlich sah: „Eure Armut kotzt mich an.“

Wussten Sie, dass es das schon im antiken Pompeji gab? Dort fanden Archäologen ein Graffito „Abomino pauperos“ – „Ich verabscheue die Armen.“ Pompeji war eine reiche Stadt. Bevor die Götter sie mit Lava zuschütteten. Die Abscheu vor Armut dauert. Unter diesem Titel („Armut und Abscheu“) öffnete kürzlich eine Ausstellung in Trier, Thema: das Verhältnis der Gesellschaft zu den Armen, den Unglücklichen, den Hilfebedürftigen, seit der Antike. Steht noch den ganzen Sommer offen, sehr zu empfehlen als Crashkurs für allzu gutgläubige Spendensammler. Denn siehe da: Trotz christlicher Caritas, trotz aufklärerischer Sozialethik: Arme waren Abschaum, ihr Zustand galt als selbstverschuldet. Ziemlich krass, denkt man daran, wie ungesichert damals das Leben war, unversichert sowieso. Blitzschnell landeten Menschen in der Armutsfalle. Eine Krankheit, eine Verletzung, ein Brand – schon war die Existenz vernichtet. Trotzdem kaum Mitleid mit Mittellosen, Armut galt als schäbig, unappetitlich, mit wenigen Ausnahmen (Diogenes, der Kyniker, im Fass; Franz von Assisi, der die Armut selber wählte). Im Mittelalter besann sich die Kirche sporadisch auf ihren Gründer, nahm einen Teil des Kirchenzehnten für Armenfürsorge, unterschied dabei strikt zwischen schicksalhaft Bedürftigen und arbeitsscheuen Bettlern. Noch Karl Marx wollte nicht der Politpatron aller

Mittellosen sein; er trennte das „Lumpenproletariat“ sauberlich von ausgebeutet arbeitenden Proletariern. Diese Haltung zieht sich durch die abendländische Geschichte: Abscheu vor denen, die sich nicht tatkräftig am Gemeinwohl beteiligen, obwohl sie körperlich/geistig dazu fähig wären. Sogar die „Internationale“ singt in ihrer dritten Strophe gegen „die Müssiggänger“.

Ich geriet auf diese historische Schleife, weil ich glaubte, Ihnen erzählen zu müssen, wo meine Spendierlaune kippt. Genau da, wo man mir suggeriert, es sei nichts als meine verdammte Pflicht zu spenden. So nach der Manier „Die Armut wächst, wir wollen helfen, aber wie können wir, wenn Sie nicht...!“ Verwechselt man mich mit dem Sozialamt/dem Welternährungsprogramm FAO, schalte ich auf taub. Fürs Durchfüttern von Kreti & Plethi bin ich die falsche Adresse, global, lokal, egal, davon versteh ich nichts, dafür bezahle ich ordentlich Steuern. Damit finanzieren die reichen Staaten jährlich über 120 Milliarden Entwicklungshilfe.

Bin ich geizig? Geiz ist das Allerletzte, „Geiz ist geil“ ein Skandal - in jeder Hinsicht: moralisch, ästhetisch, semantisch. „Geil“ hiess (siehe Brüder Grimm): gut drauf, übermütig, lustig – daraus wurde lüstern. Der Geizige soll geil, also gut drauf sein? „Geiz ist niemandes Freund“, sagt das Sprichwort – und: „Geiz ist der Strang der Seel und alles Bösen Königin.“ Nur damit dieser Aspekt erledigt ist: Geizige gab es immer, nur, früher genierten sie sich. Als Molière 1668 seine Komödie „L'Avare“ uraufführen liess, reagierte das Publikum in Paris äusserst gereizt. Das Stück fiel durch – warum? Weil Geiz im damaligen Bürgertum eine verbreitete Eigenschaft war, und man fühlte sich unangenehm ertappt und konnte darüber so gar nicht lachen. Wer also heute Geiz hoffähig macht, geil, begehrenswert gar, der verabschiedet sich von Anstand und Geschmack, pfeift auf Menschlichkeit.

Kurz, Geiz ist bei mir nicht im Spiel. Ich will nicht nichts spendieren. Ich will vergnügt spenden. Das ist der Punkt. Nicht auf dem moralischen Zahnfleisch. Nicht so, als hätte die Spendenverteil-Holding sozusagen ein Recht auf meinen Zehnten. Als wäre meine Existenz erst gerechtfertigt, wenn ich flächendeckend meine Beiträge für allerlei Durchfütterungen einzahle. Im „Zolliker Boten“ lese ich, auch an der „reichen Goldküste“ gebe es Armut, und die „Winterhilfe“ helfe – mit Einkaufsgutscheinen, Naturalien, Geld. Der ältere Mann hat seine Brille verlegt, braucht dringend eine neue, hat aber kein Geld. Die Alleinerziehende hat keine Mittel, am sozialen Leben teilzunehmen, z.B. Kinobesuch. Winterhilfe hilft. Lindert die „Härten des Lebens“. Prima. Aber nicht mein Job. Erstens hört das nicht mehr auf, Härten sind reine Definitionssache (Nächstens verlegt der Mann sein Gebiss. Gibt es ein Menschenrecht auf Alleinerziehung? Oder trägt man die Risiken einer falschen Partnerwahl selbst?). Zweitens gibt es (in Zollikon) eine kommunale Wohlfahrtsabteilung, da sind, denke ich, Härtefälle bestens aufgehoben. Zumal die Gemeinde auch sonst für dies und das spendet, 250 000 im Jahr, je 125 000 im In- und im Ausland. Die Gemeinde Küsnacht spendet 650 000, Zumikon 300 000 etc. Der Kanton, ich weiss nicht wieviel. Jedenfalls geht das ins Geld, so dass sich mein naives Privatspenderherz fragt, ob denn noch immer mehr gespendet werden muss, um die Löcher zu stopfen. Und: Ob wir vielleicht unser Leben politisch/ökonomisch falsch organisieren, wenn es so irrwitzig viele Lücken gibt? Wird das Armutsrisiko privatisiert, das Soziale ökonomisiert – siehe die Debatte um Lebensmittelhilfe: Da ist die Rede von über 600 000 Leuten, für die überschüssige Lebensmittel verteilt werden sollten! Das wäre dann etwa jeder Zwölfte. Genug zu essen ist ein einklagbares Sozialrecht. Wird es abgelöst durch unverbindliche Almosen? Lebensmittel-Tafel abschaffen? Siehe Stefan Selke. Schliesslich: Nehmen wir manch eine Lücke als Lücke erst wahr, seit sie durch Spenden gefüllt werden kann?

Wie auch immer. Mir macht es keine Freude, Lücken zu stopfen. Wenn ich spende, dann erwarte ich, dass etwas passiert. Sogar mein Vokalensemble Bacchante mag ich nicht ewig sponsern; steckt das noch nach zehn Jahren in derselben finanziellen Bredouille, dann frage ich: Stimmt die Geschäftsidee? Will kein Mensch mehr Monteverdi hören? Dann singt die Marienvesper halt für euch. Oder lasst euch ein besseres Marketing einfallen. Lücken stopfen lassen – und weiter machen wie bisher: passt mir nicht. Konserviert nur allerlei Unsinn. Es gibt zu viele Chöre, zu viele Konzerte, zu denen einzig die quasi zwangsverpflichteten Angehörigen erscheinen. Es gibt zu viele Künstler, die einzig von Stipendien, staatlichen und anderen Preisen leben, also von Spenden, und noch nie ein Bild verkauft. Verhält es sich auf Ihren Spendefeldern ganz anders? Das Problem: Mit Blick aufs Konkrete scheint noch die Spende gerechtfertigt, die sich im Zusammenhang als unnötig oder schädlich erweist.

Darum mag ich keine Lücken stopfen, nicht scheinbare, nicht wirkliche. Wenn ich schon nichts bewirke, schenke ich lieber dem Bettler eine Hunderternote. Für nichts. Um nichts. Aus reinem Vergnügen am Schenken. Auf Romanisch (Oberengadiner Puter) heisst der Bettler „Murda“, Kurzform von „per amur da Dia“, für Gottes Liebe. 100 Franken für den Bettler: spenden ohne Absicht, ohne Erwartung. Göttlich. Er wird das Geld versaufen? Sicher. Und? Nie vom heiligen Trinker gehört? Von Joseph Roth, Dostojewski? Vorteil persönlich: Ich wähle mir meinen Bettler aus, zahle nicht ans Bettlersyndikat, das den Betrag auf alle verteilt. Mein Bettler bekommt alles, die zudringliche Alte nichts.

Ein origineller Wegweiser durch den Spendenschwungel: Der Staat ist zuständig fürs Notwendige, der private Spender fürs Überflüssige? Es wird (s. Winterhilfe) stets versichert, es gehe „nicht um Luxus“, klar, neue Brille, neues Gebiss, elementar. Warum eigentlich nicht Luxus? Im alten Genua bezahlten reichere Stadtleute stets zwei Kaffee, wenn sie einen für sich bestellten. Der zweite war

für einen armen Schlucker, der sich keinen Kaffee leisten konnte, die Wirte schrieben das auf als „caffè sospeso“, als überzähligen Kaffee, und wenn ein Bettler/Habenichts kam und nach caffè sospeso fragte, bekam er einen.

Das gefällt mir. Während Sie sich fragen, ob meine Gedankenführung nicht etwas gar konfus sei. Nun, Sie wollen wissen, was in einem Spenderhirn abgeht. Voilà, allerlei Durcheinander – vom franziskanischen Vergnügen, den Bettler zu beschenken (für nichts) über den Reflex gegen das Bittstellertum bis zum zynischen Spruch „Eure Armut kotzt mich an“. Es ist, wenn Sie wollen, beides authentisch in mir: diese Freude, andere in Hochform zu bringen, und dieses Unbehagen an den ewig Hilflosen. Es hat sogar seine innere Konsequenz: Wer die Hilflosen, die Opfer, die Ärmsten quasi für höhere Menschen hält, wird den Teufel tun, sie da rauszuholen, wird ihnen immer stets soviel zustecken, dass sie es in ihrer Misere aushalten. Wer jedoch (wie ich) Leute gar nicht mag, die sich selber nie helfen können, überlegt sich, wie diese Schäbigkeit eher ein Ende finde: wenn wir „Härten lindern“ – oder wenn wir gar nichts tun, um die erbärmliche Existenz erträglich zu machen, aber einiges, sie zu sprengen.

Mode ist gerade die sogenannte „Exklusion“. Aus dem Auge, aus dem Sinn mit dem Prekariat. Es sitzt vor der Röhre, verhungern lässt der Staat nicht. Typisch dafür die Kölner Galeristin, die ihrem Putzpersonal untersagt, die Reste des opulenten Buffets einzusammeln und mit nach Hause zu nehmen. Was vom Apéro riche übrig bleibt – Braten, Edelfisch, Saucen, Gebäck – das muss vor ihren Augen zum Abfall gekippt werden. Weil die Schäbigkeit, Überreste zusammen zu raffen, sie zu sehr anwidert. Die Dame (eine Aufsteigerin, nota bene, selfmade!) könnte durchaus den neuen Typus im aktuellen Verhältnis zwischen Winner und Loser verkörpern. Sie ist nicht mickrig, am Charitydinner (gegen Aids, fürs Kinderspital, für Afrika...) schreibt sie eine generöse Zahl auf den Check. Hauptsache, keine Berührung. Motto: Unerträglicher als Armut ist

nur, sie mit ansehen zu müssen. Darum rigide Trennung: Wer obenauf schwimmt – dank Leistung, Geschick, Glück – , feiert unter seinesgleichen. Wer unten durch muss – warum auch immer – verschone uns gefälligst mit dem Anblick seiner Erbärmlichkeit.

Wie reden wir in dieser Kampfzone der Emotionen gelassen über Spenden und Solidarität? Indem wir die Emotionen mal pausieren lassen. Es geht vielleicht auch ohne Mitleid. Mitleid ist ohnehin eine zwiespältige Sache – frei Johannes Gross: Mitleid ist wie Austern essen; es steckt überwundene Abneigung darin. Vielleicht sind gute Argumente ohnehin besser als gute Gefühle?

Wie sieht die Lage rein rational aus? Aus Expertensicht: 15 Milliarden Franken sollten reichen, jedem Erdenbürger im Jahr genügend Nahrung plus einfache Gesundheitspflege zu besorgen. Diese Summe geben wir Europäer jährlich für Eiscreme aus. Lassen sich mit Geld die Probleme lösen? Nein. Das weiss auch Madonna. Sie trug 11 Millionen Dollar zusammen für eine Mädchenschule in Malawi. Als sie dort zum Spatenstich erschien, war kein Ziegel mehr auf der Baustelle zu sehen – und die Millionen waren versickert in Autos, Büros, Konten der Funktionäre. Der moderne Ablasshandel mit dem Dritte-Welt-Engagement funktioniert so wenig wie der alte Ablasshandel der katholischen Kirche. Geld allein tut nichts Gutes. Manchmal das Gegenteil. Tiefgefrorene Pouletschenkel, aus europäischen Kühlhäusern nach Westafrika verschifft, ruinieren dort die Geflügelzüchter. Mit Euro gebaute Elektrizitätswerke verrotten, Millionen flossen auf Konten korrupter Machthaber – und ruinierten die Eigeninitiative. Gut gemeint vs. gut. Nicht witzig.

Daneben die Erfolgsgeschichten. Impfkampagnen gegen Masern retteten eine Million Kinder. Kampf gegen tödlichen Durchfall in Ägypten. Schulung: Nie zuvor konnten so viele Frauen und Männer lesen, schreiben. Gleichzeitig

halbierte sich weltweit der Anteil der extrem Armen. Hilfe hilft also durchaus. Wo sie bei elementaren Bedürfnissen ansetzt, statt Monumente der Hilfsbereitschaft zu bauen. Dann erzeugt sie auch keine Abhängigkeit. Kluge Unterstützung will weder Menschen durchfüttern noch Geschenke machen, sondern ihre Kräfte entfesseln (z.B. Fastenopfer, Motto: Die Armen mächtig machen!). Wer hungert, infektuös hinsieht, kann nicht für seinen Unterhalt sorgen. Wer nicht lesen/rechnen kann, bleibt bestenfalls Tagelöhner. Wer keinen Kredit bekommt, kann kein Geschäft aufziehen... Wem sag ich das? Ich musste es nur mal erwähnen, damit Sie mich nicht für ignorant halten.

Auch diese Bemerkung zum Welthandel: Der Markt lebt davon, dass möglichst alle darin agieren, als Produzenten, Konsumenten. Das gilt für den Weltmarkt (der Schwung bekäme, wäre z.B. Schwarzafrika ein valabler Handelspartner statt ein Armenhaus), gilt für den Binnenmarkt (der mit jeder Familie lahmt, die ans Existenzminimum gerät). Je mehr Leute vom ökonomischen Kreislauf ausgeschlossen sind, desto übler für die wirtschaftliche Prosperität. Woraus folgt: Solidarität muss nicht unbedingt wohltätig sein, sie kann sich durchaus eigennützig verstehen: als reziproken Egoismus.

Warum funktioniert es nur halbpatzig? Weil die Spenderseele nicht aus reiner Vernunft besteht, sondern aus allerlei Konflikten und Knörzen. Darum skizziere ich jetzt, gegen Ende, eine kleine Psychologie der Spenderseele – in drei Variationen zum Thema „Sie möchte schon, aber...“: 1. kognitive Überfordertheit, 2. halbierte Empathie, 3. strapazierte Solidarität.

1. Kognitive Überfordertheit – oder: Je unerhörter die Nachrichten, desto mehr Menschen schotten sich ab. Wir leben in einer Welt, in der die Belange der ganzen Menschheit auf uns einströmen – ungefiltert, ungebremst, unsortiert. Eine Welt, in der moderne Informationstechnologie alles Vertraute, Bedächtige

über den Haufen wirft – und uns die Sorgen, das Leid völlig fremder Menschen aufdrängt. Wie reagieren wir darauf? Es wird uns zu viel. Wir machen dicht, schalten ab, stöpseln uns aus. Wir sind nicht gleichgültig, wir sind überfordert. Ständig fordern uns neue dramatische Informationen zu Flucht oder Aktivität auf – aber es gibt fast gar nichts, was wir sofort tun könnten, wenn in Japan ein Tsunami wütet, in Nordafrika die Befreiungskriege toben, das EHEC-Bakterium tötet, Euro-Länder bankrott gehen, in Pakistan ein Terroristenführer erschossen wird. Die wenigsten Informationen sind unmittelbar handlungsrelevant. Man kann nur darüber reden. Mit Gefühlen der Ohnmacht, des Überdrusses. Wirkt sich erstaunlicherweise noch kaum auf die Hilfsbereitschaft aus. Obwohl die Bedürfnisse monströs werden. Den Japanern helfen? Die helfen sich selber. Den Aufständischen in Libyen, Syrien etc.? Kostet täglich ungefähr so viel, wie wir Schweizer insgesamt im Jahr spenden (1,5 Milliarden). Zum Vergessen.

Wie reagieren Sie auf Überforderungen des Spenders? Meine Empfehlung: STOPPTASTE, bitte. Wenn alles zu schnell und zu viel wird, dann müssen wir ordnen, reduzieren, weglassen. Das sagt jede Psychologin jedem Burn-out-Gefährdeten. Für Spendensammler heisst das: Dramatisierungen vermeiden. Mit irdischem Realitätssinn ans Werk. Konzentration. Allen ist in dieser Welt nicht zu helfen. Und überhaupt: Sind die, denen geholfen wird, glücklicher? Paul Watzlawick lesen, Anleitung zum Unglücklichsein. Wie sehen wir aus, die Geretteten? Verteidigung des Makels, des Defizits....

Nicht alles, doch vieles ist eine Frage der Erwartung, also des Weltbildes. Hilfswerke nerven mich nicht selten mit einem (impliziten) Weltbild, das einen Anspruch auf menschliche Unversehrtheit enthält. Ich wünsche mir da etwas mehr christliche Robustheit: Wir sind momentan raus aus dem Paradies. Drinnen waren alle sicher, doch Eva wollte genau darum weg, weil dieses ewige dröge Einerlei sie kaputt machte. Der Preis dafür: Freiheit, Unsicherheit,

Schweiss, Krankheit, Drama... Wollen wir jetzt zurück in paradiesische Behütetheit – oder bleiben wir lieber draussen, mit Freiheit und Risiko? Im zweiten Fall sind Pechfälle normal. Siehe Friedrich Dürrenmatt. Der definierte den Menschen geradezu als Pechvogel – und nannte die Welt eine „Pulverfabrik, in der das Rauchen nicht verboten ist“. Wie wäre es, Hilfswerke übernähmen einen Teil dieser Weltsicht? Sie wären nicht weniger engagiert – bloss weniger frustriert.

2. Halbiertes Mitgefühl – oder: Zwischen Empathie und Borniertheit. Die Evolution hat uns programmiert, unseren Nachbarn zu helfen, nicht globales Leid zu lindern. Wir kommen keineswegs nur mit egoistischen Genen zur Welt. In uns drin sind jahrtausendealte Erfahrungen, dass wir nur überleben, wenn wir in der Sippe füreinander eintreten. In der Sippe. Die selbstlosen Triebe sind evolutionär nur von Vorteil, wenn verschiedene Sippschaften um Ressourcen konkurrenzieren. Hilfsbereitschaft nach innen, Abgrenzung nach aussen: nach diesem Muster läuft Evolution. Dumm fürs Spendensammeln. Ausser bei mir. Da nimmt die evolutionäre Prägung groteske Formen an: Mir sind die Schicksale der Leute, von denen die Frau am Telefon erzählt, ziemlich egal, nicht aber die Frau. Sie verdient nichts, wenn ich nicht mitmache, denke ich, sie verliert gar ihren Job...

Niklas Luhmann beschreibt das moderne Bewusstsein in seiner Unentschiedenheit zwischen Empathie (Einfühlen, auch in Fremdes) und Borniertheit (Abwehr des Anderen). Empathie bevorzugt Gleichgesinnte – und stellt Andere gern als minderwertig dar. Empathie, die nur im Gefühl gründet, neigt zu Engstirnigkeit – die Kroaten ja, die Serben nein, die Schiiten ja, die Sunniten nein, Pandabären ja, Schlangen nein. So erstaunlich die Karriere des Einfühlens sein mag (mit Schwulen, Walfischen, Moorlandschaften): Es übersteigt trotzdem die menschliche Kraft, sich in alles einzufühlen. Keiner

kann mit allen Lebewesen mitfühlen, mit aussterbenden Arten, mit nicht mehr reparierbaren Gebäuden, mit sozial und ökonomisch Zukurzgekommenen, mit künftigen Generationen...

Wiederum: Reaktion? Meine Empfehlung: TATEN statt GEFÜHLE. Ist auf Empathie (Einfühlen) kein Verlass, muss man auf Ratio umschalten. Die Welt ist zu explosiv, um sie guten Gefühlen zu überlassen. Also weg von Gesinnungsethik, hin zur Nutzenethik. Die entscheidet nicht nach hehren Motiven, sondern nach Effekten. Output statt Input. Sagen Sie mir nicht, wie nötig das ist, was sie tun wollen; sagen Sie mir, was Sie bewirken, was Sie bewirkt haben. Sagen Sie es mir unverblümt. Stellen Sie die Evaluationen, die Feedbacks dazu ins Netz. Dafür können Sie sich dann den billigen Kugelschreiber ersparen, auch die Einladung zu einer Appenzellerreise, ich spende nicht, um selber etwas davon zu haben – ausser natürlich ein sagenhaft menschliches Hochgefühl, mit von der Partie gewesen zu sein, als etwas Grosses passierte.

3. Strapazierte Solidarität – oder: Auf die Bühne statt hinter der Kulisse versorgt werden. Solidarität macht keinen Spass. Sie bietet kein packendes Erlebnis. Sie weckt keine starken Gefühle. Das Wort „Solidarität“ riecht nach linker Nörgelei. Oder nach handgestrickten Christengefühlen. Oder nach kollektiver TV-Erregung à la „Ein Herz für Kinder“, mit Thomas Gottschalk. Abgestorben sind solidarische Triebe keineswegs, sie mäandern nur unbeholfen durch die neue Welt der Unübersichtlichkeit. Auch weil der Begriff „Solidarität“ reichlich ausfranst. Man rät uns, pauschal solidarisch mit allen Geplagten der Welt zu sein; spezifisch erwartet man, topverdienende Manager mögen sich solidarisch verhalten mit ihren knapp bezahlten Angestellten. Meinetwegen. Nur deckt sich Solidarität nicht mit Wohltätigkeit. Wohltätigkeit zählte einst zu den Aufgaben der Oberschicht, des Adels, des Klerus. Der Patron liess schon mal ein paar

Münzen für die Darbenden in die Gasse fallen, wenn ihm danach war. Wohltätigkeit kam von oben nach unten. Solidarität funktionierte horizontal. Der Begriff stammt aus der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts und meint – laut Lexikon – das „unbedingte Einstehen für andere aufgrund gleicher Anschauungen und Ziele“. „Solidarisch“ verhielt sich eine Belegschaft, die es nicht hinnahm, dass der Patron ihre Streikführer entlassen hatte, sondern weiter streikte, bis er sie wieder einstellte. „Solidarität“ war stets Tätigkeit, weniger Gefühlssache. Einsatz für andere, ohne Erwartung einer Gegenleistung.

So war das einmal. Heute? Sind wir „entsolidarisiert“? Weil ein paar Dutzend Bosse so einen Scheissjob haben, dass sie dafür mit 20 Millionen entschädigt werden müssen? Weil die meisten von uns so sehr damit beschäftigt sind, sich selber über die Runden zu bringen, dass kaum Energie bleibt für die Denkkoperation, uns in die Lage der andern zu versetzen? Weil er Gruppen-Egoismus grassiert: AHV-Bezüger vs. Junge, Piloten vs. Bodenpersonal? Kurz und übel, der Leitstern „Solidarität“ ist erloschen.

Zum letzten Mal: Wie reagieren? Ich empfehle: DRAMATURGISCHE statt MORALISCHE Regeln. Weg vom Opferdenken – hin zur Spieltheorie! Gerech geht es vielleicht im Himmel zu, auf der Erde nirgendwo, nicht in der Natur, nicht in der Liebe. Überall gibt es Winner und Loser – ohne dass die Verlierer sich gleich als Opfer beklagen. Die Opfer-Mentalität wirkt doppelt prekär auf Solidarität. Sie nervt die Gewinner; die haben irgendwann die Nase voll von permanenter Opferhilfe. Und sie lähmt die Verlierer; die versinken in der Misere. Opferdenken immunisiert Opfer gegen Selbstverantwortung. Sein Versagen nimmt das Opfer nicht als Niederlage, sondern als Kränkung durch die Gesellschaft – und adressiert seine Kompensationserwartungen an den Staat. Es verharrt in seiner Verletztheit und macht sich resistent gegen Veränderung. Opferkulturen hatten immer die Tendenz, den Status des Opfers zu verewigen.

Was dann? Ich sagte schon: Ich mag Opfer nicht. Ich spende bestenfalls knurrend, weil es wieder einmal „die Ärmsten am härtesten trifft“. Die Stilisierung der Ärmsten, der Schwachen ist (Nietzsche!) die raffinierteste Waffe gegen Macht der Starken. Sobald ich aber die Gesellschaft als Theater denke, als ein Drama auf der Bühne der Geschichte, ändere ich meine Haltung. Ich engagiere mich sogar für die, die ich gar nicht sonderlich mag – schlicht darum, weil erst die Buntscheckigkeit des Personals das Drama reich macht, spannend, ernst und amüsan. Ein Leben nur unter seinesgleichen wird öd, jedenfalls kein Drama. Mit sich allein, sagte Pascal, ist der Mensch immer in schlechter Gesellschaft. Das gilt auch für Schichten, Klassen, Cliques. Also müssen wir, aus Interesse am Lebensdrama, die Gegensätze nicht nur mögen, wir müssen ihnen auch eine Chance geben... Tendenz: Alle auf die Bühne, alle spielen mit, Schluss mit den künstlich versorgten Hinter-Kulissen-Existenzen. Allerdings müssen sie die Chance auch packen. Rauf auf die Bühne, anpacken, mitmachen. Egal was, es gibt in diesem Theater immer zu tun. 1000-Franken-Jobs sind besser als die Sackgasse Arbeitslosigkeit. Die Würde des Menschen hängt nicht ab von der Art seiner Arbeit. Wohl aber davon, dass er überhaupt eine Rolle im gemeinsamen Gesellschaftstheater spielt.

So weit meine kleine Psychologie des Spenders (inklusive des Opfers). Nichts Dogmatisches, ein paar Anregungen – mit einem hauptsächlichen Ziel: vor lauter edler Bemühung das Welt- und Menschenbild nicht aus dem Auge zu verlieren. In der kurzen, das ich im Workshop sass, ist mir klar geworden, Sie sind mit Methodenbewusstheit am Werk, also mit beträchtlicher Raffinesse. Anders gesagt: Sie sind (wie jede Branche heute) unterwegs zur „Professionalisierung“, in Ihrem Fall des Helfens. Professionalisierung muss sein (weil sie die subjektive Beliebigkeit und Stümperhaftigkeit überwindet), sie darf aber nicht alles sein (weil sie dazu neigt, den persönlichen/laienhaften Blick

zugunsten eines „wissenschaftlichen“ Rasters auszuschalten). Mit meinen laienhaften Gedanken wollte ich Ihnen Mut machen – zur wechselweisen Befruchtung zwischen Laienblick und Profisicht. Es ist wie in der Musik. Es gibt professionelle Chöre, die können alles, noch die waghalsigsten Koloraturen – und bewegen uns doch nicht. Das liegt daran: Die Musik spielt zwischen den Tönen. Die Töne (professionell) treffen kann jeder Depp, aber das gibt noch keine Musik.

Sie wollen Musik machen – zwischen Ihnen und den Spendern und den „Opfern“. Dazu reicht es nicht, dass Sie Profis sind. Sie müssen gleichzeitig ganz naiv sein – mit Odilo Notis Lieblingszitat: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! So hat die Bibel halt doch recht.

Spendensammeln.doc

lhasler@duebinet.ch